

wählt werden soll, in seinem Ideal von Genuße weniger schwierig, und von mehr Einförmigkeit ist, als derjenige, der zum *Wählen* bestimmt ist. Im Ganzen scheint die Winkelmannsche Beobachtung von unläugbarer Gewissheit zu seyn: *dass alle unsere Urtheile über menschliche Schönheit unrein sind.*

Die pöbelhafteste unter allen Leidenschaften, der Geiz, ist von gleichem Einfluss auf das Gefühl der Schönheit. Wenn es einem qualenden Geist einfele, den Schatten eines Geizigen mit der Empfindung des Ekels und des Abscheues zu marnern; so dürfte er sicherlich ihn nur in die Bildergallerien und prächtigen Palläste seines vernünftiger Erben führen. Die einzige Idee von Verschwendung und unnützen Ausgaben, die sich bey der Anschauung eines Kunstwerkes dem Geizigen darbietet, macht es ihm unausfehllich, und erweckt in ihm Abscheu dagegen, ob es gleich das Eigenthum eines andern ist. Daher findet man so selten, dass Geizige selbst an dem unentgeltlichen Genuße der Schönheiten Antheil nehmen. Man trifft sie weder in den öffentli-

chen Schauspielen noch Spaziergängen, ungeachtet sie dieß Vergnügen umsonst haben können. Diese Unglücklichen setzen den Werth jeder Vollkommenheit nicht in ihren wirklichen Genuße, sondern bloß in das Vermögen, sie genieße zu können; und da das Geld in der That dasjenige Mittel ist, durch welches man zum Genuße so vieler Vollkommenheiten gelangen kann, so bleiben sie bey diesem stehen, und betrachten jede Verwendung desselben als einen Verlust so vieler Arten von Vergnügungen, die sie dafür hätten genießen können, ob sie gleich dieselben doch nie genießen hätten. *) Der Geschmack aber ist gerade diejenige Fähigkeit, welche am wenigsten das Ausschließende unter den Neigungen und Kräften der Seele duldet; er erfordert vielmehr einen verhältnismässigen Grad unter allen, damit eine richtige Vorstellung von den einzel-

*) Dieß ist ein Umstand, der den Geiz unter allen übrigen Leidenschaften besonders charakterisirt. Jede andere Begierde hat immer eine gewisse Art von Genuße zum Endzweck; daher kann sie zwar, besonders wenn sie die herrschende im Charakter ist, vor der Befriedigung ausschließend seyn und jedes andere Verlangen in der Seele verdunkeln; hingegen nach der Befriedi-

nen Stücken in dem Mannichfaltigen entspringe. Und wie kann dieser bey einem Menschen Statt finden, in dessen Seele alles Mannichfaltige auf einen einzigen unfruchtbaren Gegenstand hinaus läuft? Ich habe einst einen solchen Elenden kennen gelernt, der seit vielen Jahren, abgefondert von allem menschlichen Umgange, sich ungeachtet seines Ueberflusses am Gelde von der Mildthätigkeit einiger Freunde unterhalten ließ; er starb und hinterließ ein ansehnliches Vermögen. Das vornehmste Geschäft in seinem Leben war, daß er immer fort am Fenster stand, auf die vorübergehenden wohlgekleideten Menschen fluchte und sie anspie. Das Ideal der Schönheit, woran er seine ganze Seele weidete, waren ihm seine goldenen Münzen, die er täglich musterete und stundenlang befah.

Ich

sung verhindert sie nicht, daß auch die übrigen Begierden erwachen, und die Seele sich nach andern Arten von Genuß sehnet. Der Geiz aber erstreckt sich auf das Mittel, vieler Arten von Genuß froh werden zu können; und eben darum ist er ausschließend, indem nach einer jeden Befriedigung jede andere Begierde, in der Seele des Geizigen schon befriedigt ist. Dies ist auch wohl mit eine Ursache, warum von jeder andern

Ich finde es nicht nöthig, mich bey der ferneren Auseinandersetzung anderer Leidenschaften weitläufig aufzuhalten; genug, daß, wie gesagt, jede herrschende Leidenschaft unter den übrigen den Ton angiebt. Unter diesen sind einige, welche mit jener in einer nähern Verbindung stehen; und nach dem Grade dieser Verbindung, werden die Gegenstände derselben einen stärkern oder schwächern Grad von Verlangen bey uns erwecken. Andere sind, ihrer Beschaffenheit nach, der herrschenden gerade zuwider, und ihre Gegenstände müssen in gleichem Grade Abscheu erregen. Hingegen werden die Gegenstände derer, welche auf die Hauptleidenschaft gar keine Beziehung haben, wenn es deren giebt, weder einen ansehnlichen Grad von Verlangen noch von Abscheu hervorbringen, sondern die Seele in

herrschenden Leidenschaft, die Menschen so oft zurückerkommen; auf ganz fremde oder gar auf entgegengesetzte verfallen; nur bey dem Geiz ist dieses eine sehr seltene Erscheinung. Wer einmal zu seiner Fahne geschworen hat, verläßt sie nie; es ist nichts, dessen Reiz ihn abtrünnig machen sollte. Er befriedigt unter seinem Dienste alle Leidenschaften, da er im Grunde keine befriedigt.

F

dem Zustande der Gleichgültigkeit lassen. Gesetzt nun, es befinden sich unter der Mannichfaltigkeit eines Kunstwerkes einzelne Stücke, welche auf die herrschende Leidenschaft eines Menschen genauere Beziehung haben, sie begünstigen oder ihr zuwider sind: so werden sie auf diesen Menschen den lebhaftesten Eindruck machen; die übrigen Stücke hingegen, die mit der herrschenden Leidenschaft in gar keiner, oder nur in einer entfernten Verwandtschaft stehen, werden nur eine schwache Aufmerksamkeit erwecken. Trift es sich nun, daß gerade die Ersteren den wichtigsten, und die Letzteren nur einen geringen Antheil an der Hauptwirkung des Ganzen haben: so wird die Schönheit des Werkes für diesen Menschen die richtigste Uebereinstimmung, die vollkommenste Haltung haben. Bey einem andern Menschen kann das Verhältniß der Leidenschaften unter einander das Entgegengesetzte seyn: er kann die Gegenstände der herrschenden Leidenschaft des Ersten am gleichgültigsten finden, und die jenem gleichgültig sind, können auf ihn den lebhaftesten Eindruck machen; auf ihn

mufs also eben dieses Kunstwerk die entgegengesetzte Wirkung haben, das Ganze kann ihm nicht anders, als disproportionirt und ohne Haltung erscheinen. Die weibliche Nebenfigur auf einem Gemälde kann vielleicht in der ganzen Gruppe dem Ideal des Genusses eines Menschen am nächsten kommen, und folglich den größten Theil seiner Aufmerksamkeit an sich ziehen; da sie aber von dem Künstler in der Unterordnung des Mannichfaltigen nur eine Nebenstelle bekommen hat, so mufs sich in der Vorstellung dieses Menschen vom Ganzen etwas Unharmonisches und Widerfinniges mit einmischen, das den Begriff der Schönheit vernichtet oder wenigstens verunstaltet. Auf den eiteln Menschen von kleinem Geschmache macht das Zierliche überhaupt, und also auch bey einem Gebäude, einen starken Eindruck; die Gothische Bauart mufs daher bey ihm von besonderer Schönheit seyn, da bey ihr der Zierrath zugleich einen so grossen Antheil an der Wirkung des Ganzen hat. Dem an das Erhabene gewöhnten griechischen Auge hingegen mufs dieses Misverhältniß unerträglich seyn.

Aber wie? wenn einmal die herrschenden Leidenschaften sowohl, als das Verhältniß unter den Neigungen überhaupt, bey den Menschen so verschieden sind; wie muß es der Künstler anfangen, um seinem Werke diejenige Haltung zu geben, welche dem vollkommensten Geschmacke am angemessensten ist?

Diese Aufgabe ist von der berühmtesten Frage: *welches sind die obersten Grundsätze der schönen Wissenschaften und Künste überhaupt?* zwar verschieden, aber gleichwohl steht ihre Auflösung mit der Beantwortung dieser in der genauesten Verbindung. Verschieden ist sie; denn sie bezieht sich auf das Ausfinden einer allgemeinen Regel, nach welcher die Mannichfaltigkeit haltungsmäßig dargestellt, anstatt das jene Frage die Angabe einer allgemeinen Regel verlangt, nach welcher die Einheit in den Werken der Kunst bestimmt werden soll. d. i. man will nicht wissen, was das oberste Grundgesetz der *Schönheit* ist; denn diese, da sie, um mich mit *Moritz* auszudrücken, *ein in sich vollendetes Ganze* ist und gar nicht als Mittel zu einem Endzwecke aufser sich be-

trachtet werden darf, hat kein andres Grundgesetz als Uebereinstimmung einer Mannichfaltigkeit zur Einheit, diese Einheit sey welche sie wolle. Aber bey den hervorgebrachten Werken der Schönheit fordert man vom Künstler, daß er nicht blindlings ohne Wahl die erste die beste Mannichfaltigkeit aufgreife und sie in eine Uebereinstimmung zu der ersten der besten Einheit bringe, sondern mit dieser Einheit eine gewisse Absicht verbinde, sich einen gewissen Zweck zu erreichen vorsetze. Wenn es nun einen solchen gemeinschaftlichen Zweck für alle Künste überhaupt giebt, so haben wir auch eine allgemeine oberste Regel, nach welcher jeder Künstler seine Einheit bestimmen muß; und wir legen es der Aesthetik auf, daß sie diese Regel festsetze. —

Und es ist wahr, mit der Natur nehmen wir es so genau nicht; bey ihren Werken überheben wir sie gern der Rechtfertigung wegen *des wozu?* Sind sie nur in der Form schön, so belustigen sie uns in der Anschauung, und wir nehmen keine Rücksicht auf die Befriedigung irgend einer Neigung, auf die Hebung irgend

einer Kraft oder auf sonst einen Endzweck, der durch diese Form erreicht wird. Der Anblick der *Christusbilume* reißt uns hin wegen der zusammengesetzten ausgefuchtesten Formen der Mannichfaltigkeit, die so genau zur Einheit des Ganzen übereinstimmen, ohne daß uns die Betrachtung dabey einfällt, worauf denn diese aus der Mannichfaltigkeit so vollkommen resultirende Einheit selbst abziele? Die sich entfaltende Rose würde unser Auge nicht minder entzücken, wenn gleich unsere Geruchsnerven keine Annehmlichkeit von ihr zu erwarten hätten; auch fehlt uns gänzlich die Anschauung des unmittelbaren Zusammenhanges zwischen dem vollkommenen Bau dieser Blume und ihrem lieblichen Dufte. Eben so verweilen wir uns mit Wohlgefallen bey einem in seinem Laufe sich schlängelnden Bache, bloß wegen der schönen Form seiner Bewegungslinie u. f. w. Mit den Künsten hingegen haben wir diese Nachsicht nicht. Bey der Anschauung ihrer Schönheiten gefellt sich unwillkürlich zu unserm Gefühl ein gewisses eigennütziges Verlangen, dessen Befriedigung wir durch die Ein-

heit fordern, und ohne welche sie uns in einem kalten gleichgültigen Zustande lassen; wenn wir gleich bey ihrer Zergliederung alle Momente der sinnlichen Vollkommenheit, die genaueste Uebereinstimmung einer Mannichfaltigkeit zu einer Einheit, darin entdecken. Der Künstler muß in dieser Einheit selbst uns etwas darstellen, das durch den näheren Einfluß auf unser Inneres ein Interesse für uns hat. Sie muß eine Leidenschaft, einen Gemüthszustand, die dadurch in uns rege werden, Freude, Trägheit, Zorn, Wuth, Mitleiden, Thätigkeit, Ruhe u. f. w. oder eine Handlung, die uns wegen ihrer physischen oder moralischen Größe in Verwunderung setzt, ausdrücken, oder selbst schon als Zweck zur Stillung irgend einer Begierde dienen, oder wenigstens die treue Nachbildung eines Naturgegenstandes enthalten, da jede Vorstellung einer genauen Nachahmung an sich ohne alle weitere Beziehung Luft gewährt, vorzüglich, wenn das Nachgeahmte die Natur selbst ist, bey deren Werken unser Gefühl sich um den ferneren Zweck der Einheit so wenig bekümmert. Ohne diese Bedingung

erscheint uns jedes Kunstwerk als eine leere Arbeit, als ein fades Spiel; und Gleichgültigkeit ist das höchste, worauf es in der Anschauung bey unsrer Seele Anspruch machen kann, wenn es nicht gar, als zwecklose Künsteley, Unmuth und Mißfallen in uns erregt. Wenn der Künstler eine schöne Gruppe von genau nachgeahmten natürlichen Blumen darstellt, so erweckt das Bild in uns Vergnügen. Die Einheit im Ganzen ist hier die *Nachahmung*; gesetzt aber, er verfertige nach allen Regeln der Schönheit eine solche Gruppe von völlig erdichteten Blumen, die mit gar keinen in der Natur Aehnlichkeit haben: so fällt alles Vergnügen in der Anschauung weg. Die Einheit hat hier nichts Beziehendes auf unser Gemüth; die beunruhigende Frage: *wozu denn das Ganze?* drängt sich immer mitten durch unsre Vorstellungen, und es entsteht, wie bey jedem Anblick einer Zwecklosigkeit, eine widrige Empfindung. Das Triebwerk in einer Uhr ist ein *vollkommenes*, und, wenn das Verhältniß der Räder und ihr wechselseitiges Eingreifen in einander sinnlich erkannt wird, ein *schönes Ganze*.

Aber man entferne den Zeiger und sonst alles, worauf die Einheit dieses künstlichen Ganzen abzielen kann; und unser Schönheitsgefühl bleibt ungerührt. Eben dieß gilt von allen Künsten überhaupt. In einem Tanze kann der vollkommenste Rythmus seyn; die Linien können sich auf das künstlichste in einander verschlingeln, auflösen und wieder in ein schönes Ganze zusammen laufen: aber wenn das Ganze nicht den Ausdruck irgend einer Leidenschaft oder eines Gemüthszustandes hat, der es uns interessant macht; so läßt uns dessen Anschauung in Gleichgültigkeit, eine so vollkommene Uebereinstimmung einer Mannichfaltigkeit zu einer Einheit wir auch vor uns haben. Ein kostliches, festes, mühlames, nach allen Regeln der Symmetrie errichtetes Gebäude, das in der Ferne, da wir dessen Zweck noch nicht kennen, und nur vermuthen, unsre Seele mit Bewunderung und Entzücken überrascht, verwandelt unser Wohlgefallen in Mißfallen, so bald wir in der Nähe finden, es habe gar keinen Zweck, oder wenigstens nur einen geringfügigen, welcher der Größe der An-

stalt nicht entspricht und für uns kein erhebliches Interesse hat, als wenn es z. B. bloß zum Druckwerk eines Springbrunnens, zum Triebe eines Glockenspiels oder eines spielenden Wasserfalles dient, der einige hundert Stufen herunter sein Wasser strömen läßt — Der Natur, ich wiederhole es noch einmal, übersehen wir diese Interessforderung der Einheit fast gänzlich. Die Empfindung, die ihre Werke erzeugen, ist reine Schönheitslust, welche bloß aus der Anschauung der Uebereinstimmung entspringt, ohne alle Rücksicht auf den Nutzen, der durch diese Uebereinstimmung unsrer Seele wächst. Es giebt zuweilen Gruppen von Gewölken am Himmel, die uns wegen ihrer Schönheit außer uns setzen, ohne daß das Ganze auf irgend etwas abzweckt; der Anblick des Blutumlaufes in einem Frosche ergötzt einen jeden, der auch nicht die physiologische Einsicht damit verbindet, daß durch diese regelmäßigen ineinander sich verlierenden Bewegungen das Leben des Thieres erhalten wird; und ein mächtiges unmeßbares Felsengebirge, aus welchem ein quellendes Wasser heruntersprudelt, erfüllt

uns mit Entzücken, ohne daß wir von dem Mißverhältniß zwischen der Anstalt und dem Endzweck in unserm Gefühle gestört werden. —

Woher aber diese große Verschiedenheit unserer Empfindung bey diesen beyden Arten von Schönheit? Vielleicht daß in dem einen Falle ein Gefühl von Bescheidenheit uns bey den Werken der großen, über alle unsere Begriffe erhabenen Meisterin auf die Forderung eines anschaulichen Endzweckes Verzicht thun läßt, indem wir auf eine dunkle Weise jedes ihrer einzelnen Ganzen, so groß es auch seyn mag, dennoch nur als einen abgeriffenen untergeordneten Theil ihres unendlichen, unübersehbaren Werkes betrachten, mit dem es aufs genaueste verkettet ist, und in dem sich seine Wirkung als Beförderungsmittel jenes größtesten, unserer Einsicht unumfasslichen Endzweckes verliert; da in dem andern Falle hingegen jedes Werk unsers eingeschränkten Nebenmenschen uns ein vollständiges Ganze für sich ist, das nicht durch seine Wirkung in ein anderes uns unvorstellbares eingreift, sondern dessen Zweck in sich vollendet und bloß von und durch seinen Um-

fang begränzt seyn muß, so daß wir daher mit Recht vom Künstler die Anschaulichkeit dieses Zweckes verlangen — Vielleicht aber auch gerade umgekehrt, daß die Werke der Natur uns vielmehr als absichtlose Produkte des Zufalls *erscheinen*, von denen wenigstens unsre Sinnlichkeit gar keinen besondern Endzweck erwartet, und sich daher mit der reinen Lust über die Anschauung der Schönheit der Form begnügt, ohne daß sie von der Vernunft, die nur durch ein tiefes Nachforschen und eine Kette von Schlüssen den vernünftigen absichtlichen Ursprung dieser Werke beweist, in ihrem Genuße gestört wird; bey denen Werken hingegen, deren Entstehung augenscheinlich von einem vernünftigen Geschöpfe herrührt, setzen wir auch einen Endzweck voraus, den es dadurch zu erreichen sich vorgenommen, und die in uns immer rastlose Vernunft, in deren Wesen die Verbindung zwischen Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck, ein so wichtiges Stück ist, dringt der Sinnlichkeit immer die Forderung an den Künstler auf, daß er seinen Endzweck ihr anschaulich mache, und im Falle er dieses verfehlt, den Anspruch auf

die Belustigung eines vernünftigen sinnlichen Wesens aufbebe. — Welcher von diesen beyden Gründen wahr sey, getraue ich mir nicht mit Gewisheit zu bestimmen, wiewohl mir doch der erste einigermassen wahrscheinlicher vorkommt, indem das, was ich von den Schönheiten der Natur behauptet habe, daß sie ohne alle Rücksicht auf die Wirkung ihrer Einheit auf unser Inneres uns bloß wegen ihrer Form ergötzen, im Grunde doch nur von ihren leblosen Werken gilt, die überhaupt mit unserm Gemüth in einer sehr schwachen Verbindung stehen, und die wir mehr als Nebentheile des grossen Alls, mehr als Instrumente, deren sie sich zur Ausführung ihres allgemeinen Plans bedient, denn als vollständige Ganze, deren Daseyn an sich sie beabsichtigt, ansehen. Bey der Schönheit ihrer lebendigen Geschöpfe, besonders der Menschen, *unfersgleichen*, die selbst der Sinnlichkeit mehr als vollständige, in sich vollendete, an sich erzwockte Ganze erscheinen, sind wir mit der Wirkung ihrer Einheit auf unser Gemüth bey weitem nicht so nachsichtig. Ein nach allen Regeln des Ebenmässes gebil-

detes Menschengesicht, das aber im Ganzen weder Charakter, noch Geist, noch sonst eine Seelenthätigkeit oder eine interessante Gemüthsverfassung ausdrückt, gewährt uns nichts als einen faden frostigen Anblick, und läßt den Mann vom reinsten Geschmack in einem gleichgültigen Zustand, obgleich freylich nicht so sehr, als ein eben solches Gesicht durch die Kunst gebildet, wenn es nicht etwa Nachahmung ist.

Doch ich mag diese Untersuchung, die mich zu weit abführt, nicht fortsetzen; nur diese Anmerkung will ich noch hinzufügen: Man muß diesen Umstand, daß unser Gefühl bey den Kunstschönheiten noch ein besonderes Interesse verlangt, nicht als einen Widerspruch des ersten wesentlichen Kennzeichens der Schönheit überhaupt ansehen, daß sie nicht als *gut* und *nützlich*, sondern unmittelbar an sich gefällt. Man muß *Vergnügen*, und *Gefallen an dem Vergnügen haben* von einander unterscheiden. Dieses scheint etwas auffallend; aber es läßt sich doch nicht leugnen, daß es etwas anders ist eine angenehme Empfindung zu haben, etwas anders an dem Genus derselben Lust

zu finden. Es giebt tausenderley Annehmlichkeiten im Leben, die der Mensch, der sie dafür erkennt, dennoch bald wegen der unangenehmen Folgen, bald wegen des daraus entstehenden Verlustes anderer Annehmlichkeiten, bald aus sittlichen und Anstandsgründen nicht verlangt. *Nichtverlangen* heißt aber nichts anders, als kein Gefallen daran haben. Wenn ich ein wohlschmeckendes Gericht, aus Besorgniß daß dessen Genus meiner Gesundheit schaden könne, unberührt lasse; so läugne ich dadurch nicht, daß es eine angenehme Empfindung erregt, sondern ich habe Mißfallen an ihr. Wenn ich manche Erlangungsart des Reichthums aus Gewissenhaftigkeit verabscheue, so gebe ich dadurch nicht zu verstehen, daß der Besitz des Geldes nicht wünschenswerth sey; keinen angenehmen Zustand hervorbringe, sondern daß unter gewissen Umständen die Versetzung in diesen angenehmen Zustand kein Gefallen erzeuge u. s. w. Auch läßt das ganze Geschäft der Sittenlehre nicht darauf hinaus, zu zeigen, daß Ueberfüllungen und Ausschweifungen jeder Art, unrechtmäßige Erwerbun-

gen, Befriedigung der Rachgierde, Lieblosigkeit gegen seinen Nächsten, übermäßiges Streben nach Ehre und Gewinn u. s. w. keine angenehme Empfindungen sind; (denn wären sie es *nicht*, so würde niemand darnach verlangen, und *wären* sie es, so könnte ihre Wirklichkeit auf keine Weise wegvernünftelt werden.) sondern eben darauf, den Menschen durch Vernunftgründe dahin zu leiten, daß er an dem Genusse dieser erkannten wirklichen Vergnügungen dennoch kein Wohlgefallen finden soll. — Und eben so mit unserm Gegenstande. Die Schönheit an sich erregt in der Anschauung eine angenehme Empfindung, und muß sie erregen, da sie Vorstellung von Vollkommenheit ist; aber dennoch kann die Vernunft die ohnehin sich überall mit ihren Rechten in das Geschäft der Sinnlichkeit so gern einmischet, hier, wo sie zufolge der obigen Auseinandersetzung wirklich einen so großen Antheil an der Vorstellung hat, dem Gefühle gewisse Bedingungen, wie z. B. die Zweckmäßigkeit oder Zwecklosigkeit des Ganzen, unterzuschieben, unter welchen allein es an diese angenehme Em-

Em-

Empfindung Gefallen oder Misfallen haben soll. Und es ist wohl kein Wunder, daß hier, wo sie mit der Anschauung der Schönheit so wesentlich verknüpft ist, der Ursprung dieser ihrer Bedingung verkannt und für unmittelbares Gefühl gehalten wird, da eben dieses sogar bey andern ganz reinen Sinnesgeschäften, als bey *Sehen, Hören und Fühlen*, bey welchen die Vernunft, ohne den geringsten wesentlichen Antheil daran zu haben, unaufgefordert mit ihren Urtheilen sich hinzudrängt, so häufig geschieht, daß wir die Herkunft dieser Urtheile miskennen und sie für Theile der Sensation halten.

Ich lenke wieder ein. Ist es nothwendig, daß in den künstlichen Werken der Schönheit durch die Einheit gewisse Endzwecke erreicht werden; so fordern wir mit Recht von der Aesthetik, daß sie das Gemeinschaftliche dieser Endzwecke herausheben soll, damit wir einen allgemeinen Grundatz für die Künste überhaupt, und eine bestimmte Regel für den Künstler haben, die ihm bey der Verfertigung seines Werkes zur Richtschnur dienen kann. —

G

Man sieht aber auch, wie nothwendig mit der Befriedigung dieser Forderung die Auflösung jeder Aufgabe von einer allgemeinen *Haltingsregel* zusammenhängt; da diese auf nichts andres hinauslaufen kann, als auf die Bestimmung des Werthes von jedem einzelnen Stücke in der Mannichfaltigkeit, dem gemäß es einen größern oder geringeren Antheil an der Beförderung des Endzweckes der Einheit haben kann.

Batteux hatte einft den Einfall, die Nachahmung der Natur für diesen gemeinschaftlichen Endzweck der Einheit bey allen Künsten und Wissenschaften festzusetzen, gleichsam als wenn die Vorstellung einer bloßen Nachahmung, wenn auch nicht die einzige, doch eine so wichtige Ergötzung für die menschliche Seele wäre. Allein diese ungeräumte Voraussetzung abgerechnet, enthält dieser Grundsatz: *Ahne die Natur nach*, als oberste Regel für den Künstler, so viel Unrichtiges und Schwankendes, das ich nicht begreife, wie es dem Batteuxschen System nur einen Augenblick hat gelingen können, sich Anhänger und Beyfall zu erwerben.

Denn, bezieht sich diese Regel auf die einzelnen Stücke der Mannichfaltigkeit, das der Künstler diese aus der Natur hernehmen, keine neue aus sich selbst schöpfen und *erfinden* soll: so ist sie freylich richtig; aber auch sehr unniützlich, denn er kann keinen neuen einfachen Stoff *erfinden*, wenn er auch wollte. Wer weiß nicht, das das ganze schöpferische Vermögen unserer Seelenkräfte sich bloß auf neue Zusammensetzungen derjenigen Materialien erstreckt, die uns die Natur darbietet. Wir können einen goldenen Berg, ein geflügeltes Pferd, einen Halbmenschen u. f. w. bilden; allein diese sind nur neue Zusammensetzungen schon bekannter Vorstellungen.

Soll die Regel sich aber, wie sie eigentlich als oberstes Grundgesetz der Schönheit muß, auf das Ganze, auf die Einheit beziehen, das nemlich der Künstler seine Mannichfaltigkeit so zusammensetzen soll, das die daraus entspringende Einheit einem in der Natur wirklich vorhandenen Ganzen gleich sey: so ist sie falsch; denn in der Natur giebt es weder *Nathane* noch *Marinellis*, weder *Faunen* noch

Pegasus, weder *mediceische Venusse* noch *Lao-koon's*.

Batteux selbst fühlt diese Schwierigkeit sehr wohl. Er sagt: was die Götter und Halbgötter betrifft, so sind diese eine *fabelhafte Natur*, und folglich auch Natur. Allein dies ist doch offenbar mit dem Worte *Natur* gespielt. Eine erdichtete Natur ist keine Natur, oder man müßte jede Erdichtung dafür halten.

Um die Ideale der Kunst seinem Grundsatz anzupassen, sagt er: *der Künstler müsse die Natur verschönern*; allein eine verschönerte Natur ist wieder eine ganz andere Zusammenfassung, als die nicht verschönerte; folglich heißt es doch nicht: die Natur nachahmen. Die Gegenstände sollen so gebildet werden, heißt es ferner in *Batteux's* System, *wie die Natur sie gebildet haben würde, wenn die Schönheit ihre einzige Absicht gewesen wäre*. Hierin liegt ein Erleichungsfehler; denn woher soll es der Künstler wissen, wie die Natur unter dieser Bedingung die Bildung getroffen haben würde? Aus den Regeln der Schönheit? wie können nun diese selbst jene Regel voraussetzen?

Es giebt freylich eine Art der Kunst, wo diese Nachahmungsregel eigentlich hingehört, und die gerade nicht die ersten Stufen auf der Kunstleiter einnimmt: nemlich das *Conterséy*, die *Abschilderung*, deren Wesen eben darin besteht, daß ihre Einheit dieselbe sey, wie sie in der Natur vorgefunden wird; und hier ist auch das Gesetz *die Natur zu verschönern* anwendbar: der Künstler soll nur die wesentlichsten Züge des Gegenstandes nachbilden und die Nebenzeichen nach den allgemeinen Regeln der Schönheit verfertigen. Aber wie sagt, diese Art gehört eben nicht zu den wichtigsten am meisten geschätzten Zweigen der Kunst. Bey allen ihren übrigen Arten ist gar nicht einzusehn, warum die Nachahmung dasjenige seyn müßte, worauf ihre Einheit abzielen soll? gleichsam als wenn das *Nachahmen* überhaupt dasjenige wäre, was dem Menschen am meisten gefällt! als wenn *schaffen, hervorbringen* ihn nicht weit mehr belustigte?

Soll die Vorschrift: *ahme die Natur nach*, dem Künstler etwa bloß dieses sagen, daß er unter den Mitteln einen gewissen Endzweck zu

erreichen, solche wähle, durch welche in der Natur nach ihren Gesetzen diese Zwecke erlangt werden, d. i. das, wenn der Tonkünstler uns in eine heftige Leidenschaft setzen will, er keiner langsamen zärtlichen Töne, sondern solcher, die derselben in der Natur eigen sind, sich bedienen soll; das, wenn der Mimiker stirbt, er solche Bewegungen machen soll, die in der Natur, allenfalls verschönert, mit dem Sterben verbunden sind, und es nicht durch fröhliche Tänze und muthige Sprünge ausdrücken? u. s. w. — Unmöglich! Denn das Gesetz an sich wäre alsdann zwar richtig, aber kein oberster Grundsatz der Schönheit; es ist bloß eine Regel der Wahrheit, deren Verletzung den Künstler unverständlich macht. Will er mich in Zorn versetzen, so muß er die *natürlichen* oder *willkührlichen* Zeichen, die in mir mit dieser Leidenschaft verbunden sind, mir darstellen. Woher soll sie ohne jene in mir entstehen? Dieser ganze berühmte Grundsatz ließe also bloß auf die sterile Regel hinaus: Bediene dich, um eine Sache anzudeuten, desjenigen Zeichens, woraus sie erkannt wird! Sprich mit

einem Menschen eine Sprache, die er versteht!

Ich wiederhole also die Frage: Gibt es einen gemeinschaftlichen Endzweck für die Einheit in den Künsten überhaupt, und folglich eine oberste Regel, welcher zufolge der Künstler Haltung in sein Werk bringen muß, um dadurch dessen Werth unabhängig von aller erwähnten subjektiven Verschiedenheit der Neigungen festsetzen zu können?

So viel scheint mir im voraus ausgemacht zu seyn, daß wenn dieser Endzweck ein objektives Gehalt haben und also für das ganze menschliche Geschlecht allgemeingültig seyn soll, er weder in der Gewährung dieses oder jenes einzelnen Vergnügens, noch in der Befriedigung dieser oder jener einzelnen Neigung, sondern in nichts geringerem als in der Beförderung der Glückseligkeit bestehen kann; denn wir wissen schon, daß jene unter den Menschen von ersaunlicher Verschiedenheit sind, und daß, wie ich oben erwähnt habe, nicht immer der Genuß eines Vergnügens bey einem jeden, der es dafür erkennt, Gefallen erregt, so we-

nig als die Befriedigung einer Neigung bey einem jeden, der sie wirklich hat. Die Glückseligkeit überhaupt hingegen ist das gemeinschaftliche Ziel, wornach alle streben, dessen Erlangung ohne Ausnahme gefällt; und dasjenige, was zu deren Beförderung etwas beiträgt, hat in der That eine objektivische Allgemeingültigkeit.

Die Frage nach dem Endzwecke der Einheit, und warum es mir eigentlich hier zu thun ist, nach der Regel für die Haltung, scheint mir also offenbar mit einer andern zusammen zu fallen, nemlich: giebt es, bey der so großen Mannichfaltigkeit von herrschenden Neigungen unter verschiedenen Menschen, dennoch eine oberste Verhaltensregel für den Menschen überhaupt, nach welcher er den Zügel jeder Leidenschaft anziehen oder nachlassen muß, und welche folglich den Plan zu seiner höchsten Glückseligkeit enthält? — Wird diese verneint, so befinden wir uns freylich in Ansehung der Sittlichkeit sowohl, als in Ansehung des Schönen, in eben dem Falle, wie in Ansehung des größten sinnlichen Kitzels,

und es läßt sich eben so wenig allgemein angeben, was *gut*, was *schön*, als überhaupt sich bestimmen läßt, was wohl-, was übel-schmeckend ist. Wird sie aber bejahet, so ist kein Grund da, warum wir nicht eben diese Regel zugleich die oberste Regel für den Künstler seyn lassen; vorzüglich, da er doch die Absicht hat, durch Vorstellungen Luft zu erwecken, und da kein Gegenstand unter einer andern Bedingung Luft gewährt, als in so fern er Vollkommenheit ist, d. i. in so fern er ein Moment des großen Endzwecks, worauf das Triebwerk alles Lebenden abzielt, der *höchsten Glückseligkeit*, ausmacht, oder als ein solches vorge stellt wird!

Und wohl muß sie bejahet werden, diese so erhebliche Frage. Wer könnte sich auch wohl den Gedanken einfallen lassen, daß die Natur das Künstlichste ihrer Werke, den Menschen, sich gedacht, ohne zugleich einen Plan zu dessen höchster Vollkommenheit entworfen, und ein *allgemeines* Mittel für das ganze Geschlecht bestimmt zu haben, wodurch es zu dieser Stufe gelangen kann? Alle Bäume,

die einerley Früchte hervorbringen, (welches von der einen Seite das wesentliche Charakterzeichen ihres Geschlechtes ist, wie die Verbindung des thierischen Körpers mit einer vernünftigen Seele bey Menschen, und von der andern Seite der höchste von Natur ihnen bestimmte Endzweck zu seyn scheint, wie bey Menschen das *höchste Gute*.) erreichen diesen höchsten Endzweck unter einerley Bedingungen: sie haben dieselbe Struktur, erfordern dieselbe Wartung, dieselbe Beschaffenheit des Bodens, dasselbe Klima. Alle Thiere, die von der Natur, nicht von den Naturforschern, durch ihr gefelliges Leben, ihre Begattung, ihren gleichförmigen Bau, zu Einem Geschlechte bestimmt sind, erfüllen ihren großen Endzweck der Schöpfung auf einerley Weise: sie besitzen dieselben Organen, dieselben Triebe, erfordern denselben Himmelsstrich, dieselbe Zeit zur Fortpflanzung u. s. w. Nur die Menschengattung sollte so sorglos den Händen der Schöpfung entfallen seyn, das es der Willkühr eines jeden Einzelnen überlassen wäre, unabhängig von den übrigen, sich eine eigne

Bahn zu brechen, und nach einem eignen Ziele hinzuwandeln? Gerade er, bey dem die Natur es durch die Neigung zum gesellschaftlichen Leben am deutlichsten bezeichnet hat, wie sehr er Glied einer größeren Kette ist, gerade er soll in dem wichtigsten Unterscheidungsstück einer Naturgattung, in der Anwendung Eines Mittels zur höchsten Vollkommenheit, eine abgeforderte Einheit ausmachen? —

Die Erkenntnis keines Gegenstandes ist in uns so vollkommen, wie die Erkenntnis unfres Selbst, so eingeschränkt auch diese noch immer seyn mag. Von jedem andern Naturdinge haben wir nur die Vorstellung seiner äußerren Schale, und wenn es hoch kommt, einiger von seinen Beziehungen auf Nebendinge; die Beschaffenheit unfres eignen Wesens hingegen kennen wir durch inneres Bewußtseyn: wir haben die Empfindung aller unserer Kräfte durch das Anschauen, nicht durch Schlüsse; und die Wirkungen dieser Kräfte lehren uns auf das deutlichste ihr Daseyn, ohne Ausnahme bey allen unsern Nebenmenschen. Bey ihren

körperlichen Arbeiten ist die Natur weit weniger schwierig; selbst bey Schaffung des menschlichen Körpers entwickelt manichmal der Ton auf einen Augenblick ihrer äußersten Aufmerksamkeit; und ein Mensch, dem die Empfindsamkeit irgend eines sinnlichen Organs, oder die Beweglichkeit eines Muskels gänzlich mangelt, gehört eben nicht zu den seltensten Seltenheiten. Auch ist er in Ansehung des bloß Mechanischen und Thierischen, welches das ganze Wesen jener vernunftlosen Geschöpfe ausmacht, bey weiten auf keine so genaue Allgemeinheit eingeschränkt, als diese; seine Wartung ist an keine ängstliche Abgemessenheit, und seine Erhaltungs- und Fortpflanzungstriebe an keine bestimmte Zeit gebunden. Die Natur hat ihm über diese aufserwesentlichen Umstände seiner Gattung keine Vorschriften tief eingeprägt, sondern deren Verwaltung seinem eigentlichen Gattungscharakter, der Vernunft, überlassen. — Aber in den Stunden, da sie mit Seelenbildung beschäftigt ist, scheint sie ihr ganzes plattisches Vermögen zu concentriren, und mit der genauesten Sorgfalt jede

Eigenschaft, jedes Saamenkörnchen zukünftiger Glückseligkeit in dem Geiste einzufassen. Daher sind von dieser Seite die Abweichungen so selten, daß die Geschichte schwerlich das Beyspiel eines Menschen aufzuweisen hat, bey welchem die Spuren einer einzigen Seelenfähigkeit *änzlich* vermißt worden wären. Der Grundstoff aller Kräfte und Neigungen, der in mir vorhanden ist, findet sich bey allen meinen Mitmenschen: Vernunft, Einbildungskraft, Gedächtnis, Liebe, Haß, Zorn, Mitleid u. s. w. Wer hat noch einen Menschen entdeckt, dem es an einem von diesen gänzlich gemangelt hätte? Wahrlich diese Entdeckung kann nicht leichter seyn, als die Entdeckung eines Biebers, dem der Trieb zum Bauen, oder einer Spinne, welcher der Trieb zum Weben gänzlich fehlt.

Und einer deutlicheren Sprache, als diese Allgemeinheit der Eigenschaften, bedarf die Natur nicht, um ihre Absicht bey der Bestimmung der Menschengattung zu erkennen zu geben. *Siehe um dich*, ruft sie dem Menschen zu, *siehe das Thier, den Baum, den Stein, wie diese ihre*

Bestimmung dadurch erfüllen, daßs die wenigen Kräfte, die ich in sie gelegt, immerfort ausgeübt und in beständiger Thätigkeit erhalten werden, bis sie ihre vollkommenste Reife erlangt haben und dann absterben! Dir sind mehrere und mannichfaltigere Fähigkeiten zu Theil geworden. Du befristest überdies noch eine freye Willkühr, welche dir eine unumschränkte Herrschaft über sie giebt; suche auch du, sie in beständiger Thätigkeit zu erhalten, übe sie, und dehne deinen Wirkungskreis so weit von allen Seiten aus, als es dir möglich ist, und du wirst glücklich seyn. Aber von allen Seiten suche dich vollkommener zu machen; keine einzige Kraft, keine einzige Neigung lasse ungebraucht: denn wisse, ich bin nie mit der Austheilung meiner Gaben verschwenderisch. Das kleinste Gefäßchen in deinem Körper würde ich ergeizt haben, trüge es nicht zu dessen grösserer Vollkommenheit bey; die geringste Fähigkeit in deiner Seele, wäre sie nicht zu deiner höchsten Glückseligkeit unentbehrlich!

Aber sie sind menschliche Eigenschaften, die Eigenschaften der menschlichen Seele, folglich von endlichem Gehalte; und unter ihnen fin-

den sich nicht wenige, die ihrer Beschaffenheit nach einander entgegen gesetzt sind, von denen also keine auf einen allzu hohen Grad gebracht werden kann, ohne daßs eine andere um ein merkliches zurückgesetzt werden muß, wie z. B. Freygebigkeit und Sparsamkeit, Standhaftigkeit und Mitleiden, Unwille über empfangene Beleidigungen und Sanftmuth. Auch können selbst unter den verträglichen nicht alle auf einen gleichen Grad von Wartung Anspruch machen. Einige sind von mehrerem, andere von wenigerm Einflufs auf dieselbe. Die Neigungen z. B. deren Befriedigung zur Aufrechterhaltung der Gesellschaft nothwendig sind, leisten einen größern Beytrag, als diejenigen, die auf bloßs eigennütziges Lusten zielen; unter diesen ist wieder der Grad der Wichtigkeit verschieden, je nachdem sie dem Verlangen nach der Selbsterhaltung näher oder entfernter sind. Daraus sieht man, daßs der Mensch, um der Forderung der Natur Genüge zu thun, nicht ohne Unterschied diese oder jene Kraft übermäßig ausdehnen, diese oder jene Neigung übermäßig erweitern darf, sondern daßs er, bey

der Bearbeitung seiner Fähigkeiten, ein gewisses Verhältniß unter ihnen beobachten muß, welchem zufolge die weniger erheblichen den mehr erheblichen untergeordnet werden, alle insgesamt einander befördern, und nicht nur das daraus entspringende Resultat der Vollkommenheit, der Summe nach, das größte ist, sondern auch unter den Kräften, die es hervorgebracht, die größte Harmonie Statt findet.

Aber man vergesse nicht, daß diese Regel der Glückseligkeit eine allgemeine und eine sehr allgemeine ist, die nach den verschiedenen Lagen und Verfassungen der Menschen einer sehr verschiedenen Anwendung fähig ist und bedarf. Nicht dieselbe Neigung, die zur höchsten Glückseligkeit bey einem Volke un- ter dieser Zone, diesem Nahrungsstand, dieser Regierungsform u. s. w. verhältnismäßig stärker als die übrigen seyn muß, ist es immer bey einem andern Volke, bey dem diese Verhältnisse jenen entgegengesetzt oder überhaupt nur anders sind; so wenig es mit dem Wohl der Gesellschaft und ihrer einzelnen Glieder bestehen könnte, wenn diese ihre Geistesfähigkeiten auf

eine

eine völlig gleiche Weise und in demselben Verhältnisse bilden möchten; aber die Natur hat durch Lagen und Umstände dafür gesorgt, daß Einer das Gedächtniß, ein Anderer den Scharfinn, ein Dritter den Witz u. s. w. zum Hauptgegenstande seiner Bearbeitung macht, damit diese verschiedenen Kräfte sich wechselseitig unterstützen können und die Vollkommenheit des Ganzen auf eine mannichfaltige Weise befördert werde. Aber selbst diese *intellektuelle Glückseligkeit* jedes Einzelnen kann immer nur unter der Bedingung der vollkommenen verhältnismäßigen Neben- und Unterordnung aller übrigen Fähigkeiten in Beziehung auf die Hauptfähigkeit ihre Vollständigkeit erreichen, indem diese widrigenfalls, wie die Erfahrung lehrt, in einen zwecklosen Auswuchs geräth, der sie völlig unbrauchbar macht. Die Einbildung artet in zügellose Schwärmerey aus, der Scharfinn in spitzfindige Grübeleÿ, das Gedächtniß wird zu einem ungeheuren Vorrathskasten von unzusammenhängenden Materialien, die weder dem Besitzer noch sonst jemand zu einer nützlichen Anwendung dienen

H

können u. s. w. Ich kenne einen solchen Mann, der mit Vernachlässigung aller übrigen Seelenkräfte von Jugend auf sein Gedächtniß bildete. Er brachte es darin so weit, daß er jezt in seinem hohen Alter alle klassische Werke der hebräischen Litteratur, die zusammen über hundert Folianten betragen, von Wort zu Wort im Kopfe hat. Man darf aus allen diesen Schriften ihm nur die ersten besten zwey Worte vorsagen, und er giebt zum Erstaunen aller Anwesenden das Buch, die Seite und die Stelle an, wo sie stehen, mit Hinzufetzung der darauf folgenden Worte. Er kann an den Fingern herzählen, wie oft und wo jedes einzelne Wort in der Bibel und im Talmud, einem Werke von sechzig Foliobänden, vorkommt. Aber eben dieser Mann vermag nicht die mindeste erhebliche Combination unter seinem ungeheuren Schatz von Ideen anzustellen; alle seine übrige Seelenkräfte scheinen in tiefem Schlummer zu liegen; er ist alles sittlichen Betragens und anständigen Umganges unfähig, und sein Loos ist eine traurige Unfähigkeit auf dem Erdboden, in welcher seine Nebenmen-

schen ihn als einen grossen unnützen Ballen einander zuwerfen, um ihn eine Weile zu bewundern und dann weiter zu schleudern.

So auch mit der höchsten moralischen Glückseligkeit. Genug, der Wink, den die Natur durch die Ertheilung so vieler Kräfte und Neigungen giebt, ist uns hinreichend bedeutend, keine zu vernachlässigen, und unsere höchste Glückseligkeit in der aus der verhältnismässigen Bearbeitung aller entspringenden, grössten Summe von Realitäten zu suchen. Mag die bestimmte Anordnung dieses Verhältnisses nach dem mannichfaltigen Bedürfnisse verschiedener Jahrhunderte und Erdstriche *einigermassen* von einander abweichen; mögen die *Griechen* und *Römer* manchen Neigungen, manchen Fähigkeiten eine starke Ausbildung ertheilen und sie mit dem Namen *Tugend* gekrönt haben, die es bey uns nicht seyn können und in ein schwächeres Licht gesetzt werden müßten; die Wahrheit der von der Natur vorgeschriebenen allgemeinen einzigen Bedingung der Glückseligkeit leidet dadurch nicht die mindeste Erschütterung: Bey ihnen, nach-ih-

rer Verfassung, nach ihren Zeitumständen, waren sie Tugend; durch sie erreichten sie das höchste Ziel der Glückseligkeit, aber freylich nur unter der Bedingung, wenn sie alle übrige Neigungen und Fähigkeiten mit diesen in Uebereinstimmung brachten, und ihnen gerade die erforderliche verhältnismäßige Ausdehnung ertheilten, um im Ganzen die größte Summe von Realitäten herauszubringen.

Und wenn sie diese Bedingung erfüllten, so wird, glaube ich, die Abweichung in Ansehung der Begriffe von Tugend und Laster bey einzelnen Handlungen zwischen ihnen und uns nicht so wichtig gewesen seyn, als es in dem ersten Augenblicke scheint. Diefs Zutrauen habe ich zu dem allgemeinen absoluten Wesen der Moralität, der sichersten und einzigen Stütze der wahren Würde und des Wohls der Menschheit; diefs Zutrauen habe ich zu einer vom unendlichen Verstand eingerichteten Natur, das die Vorschrift, die sie den Menschen zu Neigungen und Handlungen giebt, um durch sie die höchste Glückseligkeit zu erlangen, keinesweges so schwankend sey, das

Neigungen und Handlungen daraus resultiren könnten, die einander gerade entgegengesetzt wären, und dennoch zur Erreichung des Endzweckes, der höchsten Glückseligkeit, in gleichen Schritten führen sollten. Es giebt, dünkt mich, nur ein einziges fest von ihr bestimmtes Verhältniß unter den Bestandtheilen der Seele, nach welchem die größte Summe von Realitäten möglich ist. Die genaue Erkenntnis desselben liegt freylich für den endlichen Verstand größtentheils außerhalb den Gränzen der Deutlichkeit; aber zu leugnen scheint es mir nicht, das eine undeutliche Erkenntnis davon, sey es eine dunkle oder klare, jedem Menschen in einem größeren oder geringeren Grade beywohnt; und daher die Lust oder der Abscheu bey der Vorstellung einer sittlich guten oder bösen Neigung in jedem unverdorbenen Gemüthe, je nachdem sie dem Grade, der ihr auf der allgemeinen Verhältnistafel neben den übrigen zukommt, gemäß oder widersprechend in der Anschauung erkannt wird. Es ist, wie man sieht, Anschauung von Uebereinstimmung und Widerstreit, von Vollkommenheit und Un-

vollkommenheit, auf die überall das Gefühl von Lust und Unlust zurückgebracht werden muß. Es verhält sich damit eben so, wie mit dem Vergnügen und Mißvergnügen, welches übereinklingende oder mis klingende Töne in einem Menschen hervorbringen, der nicht einmal die Scala der Töne kennt und von den Grundätzen der Harmonie nichts weiß. Das bestimmte zur Harmonie erforderliche Verhältniß der Töne kennt er nicht deutlich: aber dunkel muß es doch in seiner Seele liegen; sonst könnte unmöglich die Gemäßheit derselben Lust, und die Ungemäßheit Unlust in ihm erregen. Und eben so, wie hier Erziehung und Gewohnheit das Organ und das Gefühl so misstimmen können, daß diese Schätzung des Wohl- und Uebelklanges unrichtig geschieht, d. i. die dunkle Erkenntniß von der Uebereinstimmung und Nichtübereinstimmung der Töne mit jener nothwendigen bestimmten Verhältnißregel falsch wird: eben so vermögen diese und noch andere Umstände bey der Anschauung der Neigungen die Schätzung derselben nach ihrer Uebereinstimmung

mit dem dunkel erkannten sittlichen Verhältnißgesetze zu misleiten, und nach dieser das Gefühl in Ansehung der Lust und Unlust zu verfälschen. — Man nennt bey den Tönen die richtig übereinstimmende Empfindung mit den gesetzmäßigen Verhältnissen der Harmonie ein *musikalisches Gehör*; und ich kann nichts dawider haben, wenn man eben diese Empfindung, in so fern sie dem allgemeinen Verhältnißgesetze der Sittlichkeit gemäß ist, *moralisches Gefühl*, *moralischen Sinn* nennen will, sobald man nur auf seiner Hut ist, dieses Gefühl, diesen Sinn, als bloße übereinstimmende Empfindung mit der dunkel in uns vorhandenen sittlichen Verhältnißregel, als bloße Folge der in der Anschauung erkannten Vollkommenheit und Unvollkommenheit, anzusehen, und nicht, wie dieses zum Nachtheil aller Gewisheit, Objektivität und Würde der Moralität von Philosophen geschehen ist, selbst für die Quelle der Sittlichkeit zu halten, und die ganze Wirklichkeit ihrer obersten Grundätze in dieses Gefühl zu setzen.

Ich setze meine Parallele weiter fort. Bey der Verhältnißwahrnehmung der Töne ist das fogenannte *musikalische Gehör* zwar sehr verschiedener Grade und Richtungen fähig: schwächere, feinere Wohl- und Uebelklänge können manchem Menschen, mancher ganzen Völkerschaft entwischen, oder gar eine verkehrte Empfindung erregen; aber man wird nie jemand finden, bey dem die einfachste stärkste Consonanz Unlust, und die größste auffallendste Dissonanz einen hohen Grad von Lust hervorbringt. Eben dieß, dünkt mich, ist bey Wahrnehmung und Beurtheilung des Werths der Neigungen der Fall. Derjenige Grad einer Neigung, der sie nach dem nothwendigen unveränderlichen sittlichem Verhältniße auf die höchsten oder niedrigsten Stufen der Glückseligkeitsleiter setzt, kann nie so verkannt werden, daß man sie im ersten Falle für Laster, und im letzten für Tugend halten sollte. — Zwar findet sich in Ansehung des Gefühls zwischen der Wahrnehmung der Töne und der Neigungen eine sehr merkliche Verschiedenheit. Bey jenen ist sie reine unvermischte

Verhältnißvorstellung, bloße Anschauung der Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit dem allgemeinen Gesetze der Vollkommenheit, ohne daß ihr Gegenstand, so lange er (von welchem auch eigentlich hier nur geredet wird) bloße, von aller Melodie und allem Ausdrücke entfernte Harmonie ist, außer durch seine Form noch durch seinen Stoff für unser Gemüth einiges Interesse hat. Dem Begehungsvermögen sind Wohl- und Uebelklänge gleichgültige Gegenstände. Es wird durch sie keinem Triebe, keiner Neigung geschmeichelt, noch Schranken gesetzt. Es fehlt also hier das mächtigste Hinderniß, welches die richtige Verhältnißschätzung zu verfälschen, und die darauf folgende Empfindung zu verstimmen vermag; und die Verschiedenheit, die sich gleichwohl in Ansehung dieser Schätzung unter den Menschen findet, kann nur von der natürlichen Beschaffenheit des Organs, von Mangel an Uebung, von Verwöhnung herrühren: Umstände, deren Einfluß sich höchstens auf die Erweiterung und Einschränkung des Vermögens, die Verhältniße wahrzunehmen, erstrecken,

aber keinesweges der Beurtheilung dieser Verhältnisse und der damit verknüpften Empfindung eine solche Verderbtheit ertheilen können, das z. B. die *Oktave*, als übellaute, Unlust, und die *grofse Septime*, als wohllautend, Lust erregen sollte. — Ganz anders ist es mit den Neigungen. Ihre Vorstellung ist bey weitem keine solche isolirte Verhältniserkenntnis, bey welcher das Gemüth ein gleichgültiger Zuschauer bleibt. Ausser der Uebereinstimmung und Nichtübereinstimmung ihres Grades mit dem nach der höchsten Regel der Glückseligkeit erforderlichen, ist jede Neigung an sich für das Gefühl und das Begehungsvermögen vom wichtigsten Interesse. Ihr Stoff allein, ohne allen Bezug auf ihr Verhältniß gegen ihre Nebenneigungen, gewährt Vergnügen und Mißvergnügen. Und hier können allerdings Gewohnheit, Beyspiel, Erziehung, zum Theil auch körperliche Organisation, eine solche Partheylichkeit für oder wider eine Neigung erregen, das ihre Anschauung oder ihre Befriedigung, welche eigentlich nur eine lebhafte Anschauung ihres Gegenstandes ist, der bestimm-

ten sittlichen Verhältnißregel ganz zuwider Lust oder Unlust erweckt. Entweder wird durch diese Wirkung auf das Gefühl ihre Werthschätzung als Moment der Glückseligkeit verfälscht, oder durch die Macht des gegenwärtigen Genusses alle Rücksicht auf ihren Antheil an der Glückseligkeit und unser Bestreben nach derselben verscheucht; oder wir haben ihr Mißverhältniß nach der Regel der Sittlichkeit wirklich vor Augen, werden aber durch die mächtigere Wirkung der augenblicklichen Lust gereizt, ihr jene, die wir aus der Beobachtung des Verhältnisses haben könnten, aufzuopfern. Im ersten Falle entsteht daraus eine irrige Berechnung, ein *error calculi*; im zweyten eine *blinde Begierde*, eine *Betäubung*; im dritten ein ungleicher Streit zwischen zwey Gattungen, zwischen Voraussehung und Gegenwart, zwischen Vernunft und Sinnlichkeit. Es entsteht das *video meliora proboque, deteriora sequor*. Wenn daher ein Mensch die lasterhaftesten Handlungen, die keine irrige Berechnung in die Reihe der tugendhaften setzen kann, ausübt und in deren Ausübung das höch-

ste Vergnügen findet: so ist dieß nicht als eine Ablegnung, sondern als eine Vernachlässigung oder Verachtung der ihm beywohnenden Glückseligkeitsregel anzusehen. Der Taumel der Begierde, die Neigung, welche zu jener Handlung führt, zu befriedigen, enttreibt ihn der Erwägung ihres Einflusses auf die Glückseligkeit, oder macht, daß er vorsetzlich auf sie Verzicht thut.

Aber dennoch, wenn die Rede nicht von einzelnen Menschen ist, sondern von ganzen Völkern und Jahrhunderten, (und kaum bedarf ich des Zusatzes, von *gebildeten* Völkern und Jahrhunderten:) so scheint es mir ausgemacht, daß, eben so wenig wie ihre Urtheile über Harmonie, auch ihre Begriffe von Glückseligkeit, Tugend und Laster den unsrigen ganz schnurstracks entgegen seyn können, so daß diejenigen Neigungen, deren Ausdehnung in einem hohen Grade nach unserm Verhältnißgesetzte das erheblichste Moment der Glückseligkeit ausmacht, von ihnen als lasterhaft verdammt, und diejenigen, deren geringere Erweiterung schon von uns geradezu für das wichtigste Hinderniß

der Glückseligkeit gehalten wird, als tugendhaft gepriesen werden sollten. Es kann manche Neigung bey einem Volke aus Mangel an Bildung oder wegen gewisser äußern Verhältnisse herrschender, in einem stärkern Lichte neben den übrigen Neigungen gestellt seyn, als sie es nach der nothwendigen Regel der Glückseligkeit sollte; ja, diese Abweichung von der Regel kann sogar ein unentbehrliches Bedürfnis seines zeitlichen Wohlbefindens seyn: Lage des Orts, Mangel an eigenthümlicher Fruchtbarkeit und an hervorbringendem Genie können den Handelstrieb, und mit diesem die Begierde nach Reichthum; Regierungsform und gewisse Verhältnisse gegen andere Völkerchaften die Begierde durch persönliche Tapferkeit sich Ehre und Ruhm zu erwerben; Rauheit und Unbändigkeit feindlicher Nachbarn die Neigung zur Grausamkeit in einem für uns übermäßigen Grade nothwendig machen, u. s. w. Aber, (ich berufe mich auf das Zeugnis der Geschichte,) nirgends giebt es, nie gab es ein Volk, bey dem die Verehrung nicht *dieses* oder *jenes*, sondern *eines* höchsten Wesens überhaupt, und das Vertrauen auf das-

selbe, die Neigung seinem unschuldigen hilflosen Freunde beyzustehen oder für empfangene Wohlthaten sich dankbar zu fühlen, für schlechterdings lasterhaft, und für ein wichtiges Hinderniß auf dem Wege zur Glückseligkeit gehalten wurde. Nie kann es ein Volk geben, bey dem die Neigungen, welche geradezu den Untergang ihrer eignen Gesellschaft zur Folge haben müssen, Blutdurst, Raubsucht, Verfolgung und Haß seiner Nebenmenschen, Gefühlosigkeit gegen Eltern u. s. w. als wichtige unentbehrliche Tugenden gehuldigt werden. —

Noch mehr: die Erfahrung lehrt so gar, daß selbst jene minder wichtigen Neigungen, deren Erweiterung, wie ich erwähnt, bey manchem Volke dem zur Glückseligkeit erforderlichen Grade zuwider als ein nothwendiges Bedürfnis seines Wohlbefindens für Tugend geachtet wird, dennoch grösstentheils bey eben diesem Volke, wenn es von deren Einfluß auf sein gegenwärtiges Wohl vorsetzlich abstrahirt und sie bloß als Bestandtheil des Menschen *als* Menschen, als mitwirkendes Glied an seiner höch-

sten Glückseligkeit erwegt, so sehr diese Achtung verlieren, daß so gar oft die gerade entgegengesetzten Neigungen als tugendhaft geschätzt werden; eben so wie unter einzelnen Menschen der Hartherzige, der Feige, der Undankbare, der Geizige zwar es nicht zu seyn wähnen, oder unter ihren Umständen es seyn zu müssen glauben, aber gleichwohl sich nicht entbrechen können, Handlungen der Sanftheit, der Unerfrohenheit, der Dankbarkeit, der Großmuth schätzungswürdig zu finden, und als Tugenden, das Vermögen sie ausüben zu können, sich selbst zu wünschen. Mögen die *Griechen* und *Römer*, die mein scharfsinniger Beurtheiler, wegen ihrer von den unfrigen abweichenden Sittlichkeit, meinem Grundsatze sowohl als der Allgemeinheit einer Sittenlehre überhaupt entgegenstellt *), mögen sie noch

*) „*Wie*, sagt er, wenn es also überhaupt keine *allgemeine Sittenlehre* gäbe? Der Recensent gesteht aufrichtig, daß er sich hiervon nie habe überzeugen können. Er weiß so gut, als andere, daß bey allen Völkern und zu allen Zeiten das gelobt worden ist, was man Gerechtigkeit, Menschlichkeit u. s. w. nennt, daß man an allen Orten und zu allen Zeiten mit dem Worte *Tugend* einen rühmlichen; mit dem Worte *Laz-*